

ulf erdmann  
**ziegler**

**UND JETZT**

r o m a n

**DU,**

**ORLANDO!**

s u h r k a m p

SV



Ulf Erdmann Ziegler  
Und jetzt du, Orlando!

Roman

Suhrkamp

Die Arbeit des Autors an diesem Buch wurde vom  
Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.

Erste Auflage 2014

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42449-0

**Und jetzt du, Orlando !**



Wer sterben soll, den kann keiner schützen.

*Rolandslied*





## Prolog (Schattenseite)

Eine Straße entlanggehend, wählen die einen die Sonnenseite. Die Sonnenseite birgt das ganze Drama: blendende Reflexe, weiß gekörnte Flächen, ein Drunter und Drüber beweglicher und unbeweglicher Dinge, ein jedes unterlegt von einer körperlosen Schwärze, die man Schatten nennt. Fahrzeuge schießen urplötzlich aus dunklen Höhlen. Die auf dieser Seite unterwegs sind, freuen sich an Tausenden von tanzenden Blättern in einem großen Fenster. Sie bemerken nicht die Augenpaare, die ihnen aus dem Inneren einer Hotellobby folgen. Es ist ein Jahrmarkt des Schauens. Die Sonnenseite gilt ihnen als die ganze Welt. Eine, die für sie gemacht ist. Das da drüben, die Schattenseite, beachten sie nicht. Die sei es nicht wert, angeschaut zu werden. Das glauben sie wirklich. Dort drücken sich die Verlierer herum, da glitzert es nicht, in den Ecken sammelt sich Gerümpel.

Was sie nicht wissen oder nicht wissen wollen: Der auf der Schattenseite geht, kann die Dinge viel besser erkennen. Es gibt das grau Gerippte neben dem genoppten Schwarzen; eine Neigung im Bodenbelag, eine Fuge, einen Riss. Ganz leicht ist ein geschlossenes Tor von einem, das nur einen Spalt offen steht, zu unterscheiden. Der Weg, der hinter einem liegt, und der, der vor einem liegt, bilden eine Einheit, in der alles seinen Platz hat.

Das war die Seite Orlandos. Auf dieser Seite der Straße geht er in meiner Erinnerung. In Träumen. Für immer. Keine Rede davon, dass er am Leben nicht teilnahm. Nur, er bewegte sich auf der Schattenseite und mied die Sonnenseite, die Ungeheimheiten und Sensationen. Das ist alles. Und es stimmt, er

galt als ein wenig melancholisch. Das ist gar nicht ungewöhnlich für Leute, die auf der Schattenseite gehen. Was er sich an Drama versagte, war ihm an Einsicht von Nutzen. Dachte ich. Glaubte ich. Solange er da war. So stellte ich ihn mir vor. So hätte ich ihn gern gehabt.

Ich hatte zunächst keine Ahnung, wo er herkam, aber das lag an mir, ich habe nicht gefragt. Ich fand sogar Gefallen an der Vorstellung, dass seine Herkunft etwas Geheimnisvolles habe. Es gab so viel, was ich ihm, und zwar unbedingt ihm, Orlando, und keinem anderen erzählen wollte. Nie hat jemand, zuvor oder danach, mir in dieser Weise zugehört. Wobei ich mich vielleicht nicht an alles erinnern kann, was ich gesagt habe damals, denn wir haben doch eine Menge getrunken, Bier am Anfang, dann Bier und einen Whisky, später nur noch Whisky, so dass ich ihn manchmal fragen musste, hatte ich schon erwähnt, Orlando ...?, weil ich bereits an der Bar nicht mehr so genau wusste, ob ich etwas im Stillen gedacht oder es tatsächlich ausgesprochen hatte. Ich sah darin auch keinen bedeutenden Unterschied; nicht in dem Zustand. Ich hatte Orlando nicht nur erlaubt, dieses und jenes über mich zu erfahren. Irgendwann hätte ich zugeben müssen: Ja, Orlando, jetzt weißt du alles! Hätten wir mehr Zeit gehabt, es wäre so gekommen.

In den ersten drei oder vier Jahren, als er neu war bei Turnstyle Music, sah ich ihn selten. Die Firma hatte ihren Sitz in einem weißen siebenstöckigen Bürohaus auf High Holborn, unten das Rumpeln der U-Bahn und ganz London vor der Tür. Der Filmverleih dagegen war der ältere Betrieb, versteckt auf der Hinterseite mit einem Eingang von der Gasse her, Little Turnstile 29. Ein geprägtes Kupferschild: Turnstyle Movies Distribution. Der Name kam also von der Straße. Die Anekdote über das y im Firmennamen hatte ich mir nicht merken können, ob Finn drauf gekommen war, weil Stanley das y

im Namen trägt, oder Stanley selbst. Das jedenfalls waren die beiden Gründer. Stanley hatte mit Finn den Verleih groß gemacht, zuerst mit vielen weißen Flecken auf der Landkarte des Filmverleihs und schließlich flächendeckend landesweit. Wir sind damals jeden Nachmittag dreimal zur Königlichen Post gegangen mit jeweils zwei Sackkarren, bis oben gestapelt die Filmkartons für den Versand. Nach einigen Jahren war Stanley, der das Ohr dafür hatte, auf die Idee mit den Musikrechten gekommen. So entstand Turnstyle Music, zwei Räume zur großen Straße hin, in jedem ein großer Schreibtisch. Jetzt kamen die Musikkollegen einmal die Woche zu uns herüber, wenn brandneue Kinofilme vorgeführt wurden. Vormittags. Einmal, kaum war der Nachspann durch, gab es ein Brainstorming über einen gerade geschauten Film, in dem Björk, die isländische Sängerin, eine blinde Mutter spielt. Wir plapperten alle drauflos. Auf diese Weise sammelten wir Stichworte für den Vertrieb, je origineller, desto besser. Und es war Stanley, der den Film wagnerianisch nannte. Plötzlich gafften mich alle an, der Deutsche sollte dazu etwas sagen. Aber bitte, ich war hier der Betriebswirt! Der Mann für die Zahlen. Woher sollte ich wissen, ob »wagnerianisch« richtig war? Oder falsch! Und da sagt dieser junge Typ von Turnstyle Music: Der Tod bei Wagner hat immer mit Rache zu tun. Das hat mich umgehauen, wie er seinem Boss widersprach, ganz beiläufig, schmunzelnd. Ich sah ihn gebannt an – aber das war es schon. Mehr kam nicht. Und ich dachte: Es liegt an diesem Gesicht. Dem glaubt man aufs Wort. Ich also total verblüfft, Kinnlade unten. Er sah mich an, auf eine besonnene Art, während die anderen lachten. Ja, das warst du. Das warst du, Orlando.



## Credo

Sobald ich anfangen, über Kunst zu reden, ich meine in Gesellschaft – und ich bin gern unter Leuten –, fängt meine Frau an zu lachen. Es stimmt, dass sie sich besser auskennt. Und das ist noch untertrieben. Es gehört zu ihrem Beruf, die Perlen im Haar einer Jungfrau zu enträtseln oder das Tier mit der roten Zunge in der Kreuzigungsszene. Solche Sachen. Jede Kunsthistorikerin ist eine Miss Marple der Ikonographie. Aber wahrscheinlich würde sie darüber schon wieder lachen und sagen, Ikonologie, mein Lieber, du lernst es nie.

Lernen ist nicht mein Ding, nie gewesen. Ich fasse nur auf, was mich brennend interessiert. Das meiste davon kam in der Schule nicht vor, Film zum Beispiel oder Buchhaltung, was zwar nicht ganz dasselbe ist, in meinem Beruf aber schon. Im Verleih muss man beides können, die guten Filme von den schlechten unterscheiden und trotzdem rechnen. Ein Prozent Jahresgewinn kann bedeuten, dass es ein Kino in zehn Jahren noch gibt, ein Prozent Verlust über zehn Jahre ist der sichere Tod. Da soll doch mal einer sagen, dafür brauche man kein Feingefühl. Ich weiß, welche Filme in Blackpool am Bahnhof laufen und welche mitten in Oxford mindestens am Freitag und Samstag ausverkauft sein werden. Meine Kollegen nennen mich »den preußischen General des Vertriebs«: britischer Humor.

Wahrscheinlich habe ich das von meinem Vater, der noch Latein und Griechisch gelernt hat, dieses Gefühl, dass die alten Sachen die haltbaren sind und die neueren gerade gut für fünfzehn Minuten. Ein Rest davon ist geblieben, aber das erkläre ich nur, wenn dafür noch Zeit bleibt, sonst komme ich nicht

zur eigentlichen Geschichte. Ich war noch nicht einmal dreißig und ziemlich stolz, mitten in London zu wohnen. Dies musste sein, was auf Zigarettenplakaten, als ich ein Kind war, »die große, weite Welt« geheißen hatte. Letztes Jahr, o Schreck, war zwanzigstes Abiturtreffen, du weißt, was jetzt kommt – da säuselt mir ein Schulkamerad ins Ohr, auf Schwäbisch natürlich: Das Leben ist allemal komfortabel hier, sehr angenehm.

Genau davor war ich abgehauen. London nämlich ist ein ganz hartes Pflaster. Ich wohnte in einer der Gassen zur Themse runter, Hinterhof, und alles war damals matt und staubig südlich von High Holborn. Der Abgrund, der Dreck! Und mühsam war London, eine klappernde Metropolis mit heulenden Bussen, die nicht von der Stelle kamen; Victoria Station abgeriegelt, weil einer am Telefon mit einer Bombe gedroht hatte. Und am nächsten Tag das Gleiche von vorn. Fish & Chips an jeder Ecke, und so roch es auch. Ich hielt an meiner Behausung fest, aber die Liebesabenteuer waren flüchtig, sämtlich begonnen in einem Café zweihundert Meter nördlich vom Büro, wo die Sprachschulen angesiedelt sind, da konnte man den Küchenwecker drauf einstellen, wann es vorbei sein würde. Was mir irgendwie auch recht war, denn ich hatte keinen Plan, null. Seltsam, dass es nie mit einer Engländerin etwas wurde, noch nicht einmal mit Stella, der Cutterin, mit der ich mich in meinem ersten Winter so oft betrunken habe im Westend. Wir kamen einfach nicht an den Punkt, wo die Sehnsucht stärker ist als die Angst. Die Furcht vor dem Fremden, meine ich. Vor dem nackten Irrtum.

Ich war noch nicht einmal dreißig und schon das typische Opfer des eigenen Bildes im Spiegel. Uns hatten Soziologen das Etikett *young urban professionals* verpasst, im Unterschied zu was eigentlich, *old country slackers*? Die Arbeitgeber, die kleinen noch schlimmer als die großen, angeln sich Talente, um sie mit Haut und Haaren zu fressen. Sie zahlen ihre Ge-

hälter, aber die Aufgaben wachsen. Jede Entdeckung, die man macht, jede Verantwortung, die man übernimmt, dehnt den Tag, die Woche, bedrängt am Ende den Jahreskalender. Wie empfänglich man ist für Lob, das kann er aber echt gut!, bis einem dämmert, dass gerade dies der Fluch ist. Sie selbst wollen ihre Schäflein ins Trockene bringen, sichere Anlagen, Freundin wird Frau, Rotary Club, aber die Arbeit will gemacht sein. So wird man immer einsamer, hohler. Nicht im Beruf, da wird man immer weiser. Es ist so, als wenn Arm und Bein auf die doppelte Stärke wachsen würden, aber nur rechts, während die linke Hälfte verkümmert. Die Seite, wo das Herz ist. Die Firma betreibt mutwillig deine Deformation, und du machst mit, du drehst dem Spiegel die stählerne Seite zu und ignorierst die andere.

Deshalb hatte ich mir angewöhnt, zu Vorträgen ins Courtauld Institute zu gehen, die fanden um sieben Uhr abends statt. Das war gut für mich, dann *musste* ich das Büro verlassen. Im Courtauld haben sie wunderschöne Gemälde – meine Frau würde jetzt fragen: Welche denn? Für mich aber kommt es nicht so drauf an, wer ein Bild gemalt hat und wie es heißt. Herrlich war es dort, es wurden Führungen gemacht, und junge Leute saßen am Boden und zeichneten nach uralten Originalen. Das Institut war mir lieber als zum Beispiel die Tate, obwohl die umsonst war. Als ich den Aushang sah, Bildungsreise nach Berlin, meldete ich mich am nächsten Tag telefonisch an, als vierzehnter Teilnehmer, Liste geschlossen.

Wir nahmen die U-Bahn nach Heathrow, eine Reise von der Länge einer Schulstunde, an deren Ende ich alle kannte. Die Gruppe bestand aus drei älteren Ehepaaren, fünf betagten Damen und drei jüngeren Frauen – Lydia, Suzanne und Şebnem. Suzanne als Leiterin der Gruppe. Die schlechte Nachricht: nur drei junge Frauen; die gute: kein Mann in meinem Alter. Denn mal ehrlich, es war nicht so, dass ich, ohne die



Gemälde des Preußischen Kulturbesitzes gesehen zu haben, nicht mehr leben konnte. Ich wollte eine Engländerin finden, heiraten meinerwegen, und meine frühe Prägung suggerierte mir, dass Frauen, die stundenlang Gemälde anschauen, geeignet seien. Allemal geeigneter als Frauen, die sich stundenlang die Fußnägel anpinseln. Moderne Frau mit antiker Wurzel, ungefähr so hatte ich mir das vorgestellt.

Gemälde im Hochformat haben eine gewisse Würde. Das fixe Querformat bleibt für mich immer Kino. So starrten wir in Berlin auf die Kleinteiligkeit Brueghels, die Figuren wie in Startposition für eine Animation, die dann enttäuschenderweise ausblieb. Vor anderen Bildern jedenfalls sah Suzanne viel besser aus. Ich meine, ich betrachtete nicht direkt die Bilder, die sie erklärte, sondern ich sah mir Suzanne vor den Bildern an. Sie trug unter einem einfachen Kleid einen weißen Kragen, ihr Haar hinten aufgesteckt, wie ein rehbrauner Helm um ihr blasses Gesicht, durch rotbläulich leuchtende Lippen belebt, um nicht zu sagen erweckt. Weil sie mit dem rechten Arm deutete, also Platz brauchte, stand sie immer im rechten Drittel eines Gemäldes. Wenn sie sich zum Bild drehte, sah es so aus, als würde sie da hineingehen, und wenn sie sich wieder umdrehte, stellte ich mir vor, würde sie dem Bild entsteigen. Bemerkenswert der Glanz ihrer Augen, wenn sie sich wieder zum Publikum wandte, den vierzehn anderen, die sich im Halbkreis um sie herum aufgestellt hatten. Da ich immer ganz hinten blieb, sah ich Dr. Williman vor den Leichen einer Schlacht oder Mrs. Ogilvy getaucht in das düstere Braun einer Sumpflandschaft.

Dahlem war ein gewaltiger Museumskomplex, den wir, soweit ich mich erinnern kann, über den Eingang eines Neubaus betreten hatten, alles voll mit Wikingerschiffen und mittelalterlichen Bronzen. Ganz hinten dann die wertvollen Gemälde in einem wilhelminischen Schloss verschanzt, die Par-

kettböden knarrend, das Licht von fast unerträglicher Milde. Die Zeit stand still. Şebnem war dunkler als wir alle, klein und wendig, mit schwarzen Augen. Für die Bühne hätte man sie mit wenigen Kunstgriffen zum Pagen gemacht, ach was – Mignon. Hätte Eric Rohmer sie entdeckt, du weißt, was ich meine. Die drei jungen Frauen auf dieser Reise waren verblüffend schlicht gekleidet, ganz im Gegensatz zur Schar der Rentner mit ihren unglaublichen Mustern, Pepita, Glencheck, Paisley; gepunktet, schottisch, Pop. Ein faszinierender Aufzug, der die blau uniformierten Aufpasser in Alarmstimmung versetzte. Die dachten, wir wollten die Gemälde übermalen. Oder aufessen. *Das* waren Preußen, im Unterschied zu mir. Ich konnte gar nicht genug davon bekommen, wie sich die Gruppe um Suzanne immer wieder neu aufstellte. Da guckte die Jungfrau Maria ziemlich dumm aus der Wäsche im Vergleich.

Wir vom Courtauld fühlten uns nicht als Touristen und waren auch keine. Wir nahmen uns zweieinhalb Tage Zeit, um alle Abteilungen anzusehen, die Italiener, Spanier, Franzosen und die Deutschen, dreizehntes bis achtzehntes Jahrhundert. Als die wirklichen Meister der Form waren mir immer die Holländer erschienen, mit dem Geschick, ihre Straßen und Häuser und Tische so herzurichten, als sollten sie gar nicht benutzt, sondern nur betrachtet werden. Sie hatten die Methode der Betrachtung geradezu gepachtet. Während man sich zuvor über alles hatte irgendwie einigen können, gingen die Meinungen über die Holländer und Flamen auseinander. Die Mehrheit, zu der auch ich gehörte, fand, dass eine makellos illuminierte häusliche Szene auf einem Boden, der als Schachbrettmuster dargestellt wurde, respektabel sei, mindestens. Dr. Williman, der Chirurg – inzwischen vertraulich Cy –, bezeichnete Bilder dieser Epoche als »im besten Fall possierlich«. Dagegen sei die italienische Renaissance »künstlerisch

und philosophisch überlegen«. Suzanne hielt sich bedeckt. Sie stellte zwar die Meister und ihre Werkstätten vor, erklärte Perspektive und Symbolik, aber sie ließ die Gruppe reden. Lydia war ganz klar auf meiner Seite. Sie erklärte uns, dass die niederländische Häuslichkeit eine ganz neue »Weltsicht« bedeute, und es sei völlig falsch, in die Bilder Vermeers oder van Eycks calvinistische Beschränktheit oder gar Innerlichkeit hineinzuweisen. Die Darstellung des Häuslichen ziele auf die Aussöhnung von Glauben und Merkantilismus in einer bedrohlichen Lage – der Dauerkrieg mit Spanien – und sei insofern nicht weniger bedeutungsvoll als das italienische Krippentheater zwei Jahrhunderte zuvor. Das saß!

Am zweiten Nachmittag, es war schon dunkel, hatte man die Führung beendet und einen »individuellen Rundgang« vorgeschlagen. Was bedeutete, dass man in der Cafeteria saß, im Neubau neben den Wikingerschiffen. Ich selbst war in der labyrinthischen Gemäldegalerie geblieben und hatte dort einen Raum gesucht, der, das werde ich nie mehr vergessen, die Nummer 247 trug. Man musste einige Stufen hinabsteigen, um ihn zu betreten. Wie gesagt, waren es immer die Hochformate, die mich anzogen. Obwohl ich den *Amor* kannte oder von Reproduktionen zu kennen meinte, war der geflügelte Knabe, splitternackt auf einem Dachboden voller Gerümpel, sofort mein Lieblingsbild gewesen. Ich dachte, der schaut in einen Spiegel. Und der Spiegel, das bin ich! Natürlich hatte ich gehofft, mit dem Bild allein zu sein, aber dann stand Lydia davor, drall in ihren Bluejeans, mit leichtem S-Schwung, regungslos. Ich stellte mich zwei oder drei Meter hinter sie. Ich, sie, der Knabe. Der Knabe, sie und ich. Nach einer Weile sagte sie, aber ohne sich umzudrehen: Eine Überraschung, die niemals aufhört! Dass der Satz Slogan-Qualität hat, merkte ich allerdings erst, nachdem ich von unserer Begegnung vor dem *Amor* mehrmals erzählt hatte. Du kannst dich nicht mit Kol-

legen in einen Londoner Pub setzen und von einem Stilleben mit Trinkgefäßen und Früchten schwärmen, dann denken die, bei dir ist ein Schräubchen locker. Der Liebesbote aber, der nicht aufhört, einen zu überraschen – da verzichten sie glatt mal für zwei Minuten drauf, vom FC Arsenal zu schwafeln. Oder von Take That. Und so ist Lydias Bemerkung ins englische Kino gekommen, immer zum Abschluss unserer Trailer. Mit der Stimme von Stephen Fry.

Ich hatte mir für Berlin vorgenommen, auf keinen Fall mit irgendeiner das Bett zu teilen. Das ist viel leichter zu haben, als verheiratete Männer glauben. Mich aber hatte das gänzlich einsam gemacht, erst Rausch und dann Vakuum. Wer weiß, wo ich das aufgeschnappt hatte, dass Paare selbst herausfinden sollen, ob sie zueinander passen, bevor sie sich binden. Ich passte immer, wurde dann aber abgestoßen wie die Hülle einer Larve. Meine Rolle war offensichtlich, etwas Glücklicheres vorzubereiten: Amor als Verlierer.

An einem Sonntagnachmittag, ein Rest Winternebel überstrahlt von einer unsichtbaren Sonne, bewegte sich eine Taxikarawane von Dahlem nach Charlottenburg, wo Suzanne uns die jüngeren Franzosen zeigen wollte. Was sie auch tat. In kluger Voraussicht hatte sie sich ein cremefarbenes Kleid angezogen, darüber eine gehäkelte Jacke in Mauve mit perlmutternen Knöpfen. Sie hatte einen feinen Kopf, Suzanne, und die Farbe ihrer Lippen verband sich mit ihrer Stimme, einem Alt wie eine Glocke. Bei Watteau aber war sie mit ihrem Kunsthistorikerlatein am Ende. Sie wusste, was die Venus bedeutet und warum über einer bombastischen höfischen Szene Bübchen ohne Unterhosen fliegen. Auch wenn sie sich mit alldem schwertat. Suzanne, so viel war klar, verabscheute Dekadenz durch und durch.

Ich hielt mich weiterhin im Hintergrund, und dort geschah es, dass ich Şebnem zum ersten Mal aus der Nähe sah.